Die Christliche Welt

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 6 — Marburg i. H., den 9. Februar 1922 — 36. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 20 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 7,30 Mark, Ausland 12,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag: Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 2 Mark: Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 1,50 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Vom gehorsamen Ungehorsam — Göttliches und Menschliches. Weiteres zu Gogarten — Die Frömmigkeit der Psalmen. Viertes Stück — Antwort. An Terese Köstlin — Eine proletarische Weihnachtsfeier. Aus Rostock — Die zweite Keutschener Woche (23.–25. Nov. 1921) — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Von Dichtern und ihren Dichtungen — Anzeigen

Vom gehorsamen Ungehorsam

(Bergpredigt und Kultur 12)

Er antwortete aber und sprach: Herr, ja; und ging nicht hin.
Matth. 21, 30

Wir möchten um alles nicht dem Gleichnis von den zwei Söhnen eine andre Deutung geben, als die es unzweideutig und streng fordert. Aber vielleicht ist es erlaubt, den Faden des Gleichnisses weiter zu spinnen. So sei der voranstehende Spruch nur wie eine Anknüpfung gemeint für das, was uns zu sagen am Herzen liegt.

Wie, wenn der zweite Sohn doch ein gehorsamer gewesen wäre? Wenn er nicht nur ganz aufrichtig zu seinem Vater gesagt hätte: Herr ja, sondern wäre ihm unterwegs eingefallen, daß er aus irgend einem guten Grunde besser etwas Andres täte als in den Weinberg gehn, auch im Sinn und Interesse seines Vaters, und hätte gewußt, auch sein Vater würde damit zufrieden sein, wenn er trotz jenem geschwinden Ja nicht in den Weinberg ginge. Der Sohn würde dann zwar buchstäblich, vor dem formalen Gesetz dagestanden haben als ein Ungehorsamer, und doch würde der Vater ihn loben, daß er richtig gehandelt habe.

Alle Gesinnungsethik wird den Menschen in den Stand setzen, zuweilen anders, ja gerade entgegengesetzt zu handeln, als irgend ein Gebot fordert. Alle Kasuistik ist von einer gleichen Tendenz beseelt; sie ruht nicht, bis sie an die Fälle kommt, wo der von ihr Beratene sich ganz anders verhalten muß, als er eigentlich sollte. Die Bergpredigt nun reicht zu einer Kasuistik ganz und gar nicht aus. Sie ist aber recht eigentlich eine Urkunde der Gesinnungsmoral. Um so weniger ist wörtlich maßgebend, was sie uns sagt; um so mehr ist in unsre Freiheit, unsern Sinn, unser Gewissen gestellt, wie wir sie ausführen. Es rechtet Jemand mit dir um den Rock und du gibst ihm den Rock nicht, geschweige den Mantel. Du nimmst mit ihm den Kampf ums Recht auf, nicht nur weil dir das natürlich ist und dein Selbstbehauptungstrieb selbstverständlich so reagiert, sondern weil du das um der öffentlichen Ordnung willen, um des Fordernden selbst willen oder aus irgend welchem guten Grunde für das Richtige hältst. Buchstäblich bist du gegen Matth. 5, 39 ungehorsam. Aber du handelst so vielleicht geradezu aus lauterer Nächstenliebe recht im Geiste Jesu — bist du dann nicht gerade recht gehorsam?

Luther hat diesen ungehorsamen Gehorsam in ein System gebracht. Im Privatleben, fand er, müsse ein jeder Christ die Gebote der Bergpredigt ernstlich befolgen; aber wo das Amt es fordere, müsse der Christ tun, was seines Amtes sei: der Richter richten, der Henker henken, der Kriegsmann morden und brennen. Von dieser Aemterlehre steht nun in der Bergpredigt nichts; sie reicht auch heute nirgends aus, weil unser Tun und Lassen heute viel weniger streng durch Standes- oder Berufsgrenzen erfaßt wird als dazumal. Aber um so freier wird das Gewissen des Einzelnen in Konfliktsfällen heute selber entscheiden müssen; um so schwieriger können die Fälle kommen, in der unsre Gesinnungsmoral sich bewähren soll.

Was man den „Kriegstheologen“ vorwirft, liegt in dieser Linie. Da steht der Spruch: Du sollst nicht töten. Es scheint das Einfachste von der Welt, Gottes Willen daraus zu begreifen; jedes Kind kann das, wenn es den Katechismus lernt. Aber für den Christen, der die Bergpredigt verstanden hat, gilt auch das fünfte Gebot nicht mehr als ein äußerlich buchstäbliches Gesetz. Er zürnt von Herzen und straft mit harten Worten trotz Matth. 5, 22, guten Gewissens, wenn rechtschaffne Ursache dazu ist; er tötet auch und billigt das Töten, wenn nach seiner moralischen Ueberzeugung eben damit Gottes Wille geschieht. Möglich, daß sein Gewissen irrt; aber er hat keinen höheren Maßstab für seine Entscheidung: ist es sonst Sünde, einen Menschen zu töten, so wird es dem Vaterlande zum Schutz gut und recht. Die massive Verurteilung, die ein solches Verhalten erfährt, geht aus einer Verkennung der Freiheit hervor, die zum Lebensatem des sittlichen Menschen gehört.

Wird das unser letztes Wort sein? Es bleibt doch eine wunderliche Welt, in die wir da hineinschaun. Aber eben darum ist es für heute zum Nachdenken genug. R

Göttliches und Menschliches

Weiteres zu Gogarten

Tief bewegt hat mich der radikale Ernst und die Kühnheit, womit Gogarten in seinem Vortrag auf der Wartburg*) im Herbst vorvorigen Jahres über die Krisis unserer Kultur die letzten Fragen unseres Seins von Grund aus aufrührt. Fundamentale Gegensätze, die schon lange unsere religiösen Anschauungen spalteten, nur in dunkler Tiefe, mehr geahnt, als klar erkannt, rückt er in helles Licht, legt schonungslos ihre Konsequenzen bloß und zerreißt den lange gehüteten Schleier der Dumpfheit und Halbheit, um zu Wahrheit, Klarheit und Entschiedenheit durchzudringen. Er zwingt zur Entscheidung für eine transzendente oder immanente Religionsauffassung, auch innerhalb des Protestantismus, der diesen Gegensatz unausgeglichen bisher in sich birgt. Bei der Bedeutung der Sache möchte ich mir als Laie einige Fragen und kurze Bemerkungen zu Gogartens Stellungnahme erlauben, die vielleicht zur Klärung beitragen können.

Gogarten führt zunächst verschiedene Arten auf, das Geschehen, sich Ereignen der Welt, die uns gebotene Wirklichkeit, jeden uns tatsächlich gegebenen Augenblick zu betrachten: den psychologischen, philosophischen und religiösen „Aspekt“. Alles Geschehen, um das es sich hier handeln kann, rührt unmittelbar her vom menschlichen Tun, unserem eigenen oder fremdem, oder von dem außermenschlicher Kräfte oder schließlich einem Zusammenwirken beider. Was versteht nun Gogarten unter einem solchen Aspekt? Er ist 1. eine Art des Anschauens, Betrachtens, also eine Tätigkeit des Menschen als Subjekts. Er gibt 2. eine Antwort auf die Frage nach einem Sein, nach dem Wesen eines Dinges, sagt etwas aus über die Natur eines Objekts. Aus beidem ergibt sich 3. eine bestimmte Art, wie der anschauende Mensch das angeschaute Objekt wertet, verwertet, benutzt als Mittel für seine Zwecke, also ein Werten, Verwerten, Verwenden. Wie sieht nun Gogartens religiöser Aspekt aus? Er sieht 1. „alles“ Geschehen in Gottes Licht, mit Gottes Augen an, d. h. in einer der mensch-

*) Vergl. Chr. Welt 1920 Nr. 49 und 50.

lichen absolut entgegengesetzten Art. Das ist wohl auch unter Gogartens „Wissen um Gottes Wirklichkeit“ zu verstehen. Er sieht 2. „alles“ Geschehen als „Gottes eigenste Tat“ an, rein, restlos, auf das schärfste geschieden von allem menschlichen Tun. Da weiter Gott und das Göttliche bei Gogarten in ausschließendem, absolutem Gegensatz zum Menschen und allem Menschlichen stehen, so wertet er alles Menschliche absolut negativ, so wird dieser Aspekt zur radikalen Krisis, ja, wohl zur Negation jeder Kultur als Menschenwerk. Der alleinige Weg zu diesem Aspekt und zu seiner Anwendung auf die Welt als radikaler Kulturkrisis geht über das „Gericht zu Tode“, über tiefste Zerknirschung über die menschliche Gemeinheit und Nichtigkeit und über selbstvernichtende Bußfertigkeit. Alleinige Offenbarung des Wesens und Willens Gottes ist Jesus Christus.

Wie versteht nun Gogarten die objektive Aussage seines Aspekts, daß „alles“ Geschehen Gottes eigenste Tat sei? M. E. so, daß nur das nicht unmittelbar vom Menschen herrührende Geschehen als Gottes eigenste Tat anzusehen sei; denn er betont auf das schärfste, daß die Welt, wie sie heute tatsächlich ist, absoluter Abfall von Gott, absoluter Gegensatz zu ihm sei und will diese Welt offenbar als menschliches Produkt angesehen wissen. Trotzdem bestehen hier m. E. einige Denkschwierigkeiten.

Zunächst hinsichtlich der Art des göttlichen Geschehens. Es soll „gänzlich aus der allgemeinen Relativität des Geschehens herausgehoben“ sein, ohne jede Beziehung zu dem, was vor und nach ihm geschieht; es soll „nicht als Ursache oder mit seinen Folgen in die allgemeine Weltgeschichte münden“! Wie soll es dann aber auf uns wirken, von uns aufgenommen werden? Denn wir können nun einmal die Geschehnisse doch nicht anders wie durch unsere Sinne, als Erscheinungen, aufnehmen, oder durch sie bis zu ihrem etwaigen eigentlichen Wesen vordringen. Ereignisse, die völlig aus der Weltgeschichte herausfallen, weder als Ursachen noch mit ihren Wirkungen in diese münden, können m. E. auf uns nicht wirken, von uns nicht aufgenommen werden. Auch dadurch, daß der Mensch „mit Gottes Augen“ sieht, erlangt er meiner Ansicht nach diese Fähigkeit nicht, wenn er nicht gänzlich von der Erde losgelöst, ins reine Wunderland versetzt werden soll. Anders ist es mit der Wertung der Geschehnisse; aber es handelt sich beim Gogartenschen Aspekt auch um das Sein. Weiter kann ich mir nicht vorstellen, wie ein radikaler Umschlag der von Gott geschaffenen ursprünglich guten Welt in ihr absolutes Gegenteil möglich sein soll, da das Geschaffene sein ganzes Wesen vom Schöpfer hat? Woher kommt die Triebkraft zu dieser gegensätzlichen Entwicklung in die restlos aus Gott stammende Welt?

Auch über folgende Schwierigkeit komme ich nicht hinweg: Wenn alles nicht von Menschen herrührende Geschehen Gottes eigenste Tat ist, also bedingungslos gut, so gilt das auch von allem Naturgeschehen, wie Orkanen, Feuersbrünsten, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hungersnöten und sonstigen Naturverheerungen! Kann man sich dies über alle Maßen verheerende und grausame Wirken rein als Erziehungsmaßnahme Gottes erklären? Ich glaube kaum. Im Einzelnen wird es vom Gogartenschen Standpunkt aus wohl oft schwer zu entscheiden sein, ob ein Ereignis Gottes Tat oder rein menschlich, also Abfall von Gott, absolut gottlos, ist; denn auch die Ereignisse, an denen unmittelbar die Menschen ursächlich beteiligt sind, können ja mittelbar von Gott herrühren, von ihm als Erziehungsmittel gedacht. Wie steht es z. B. mit dem Weltkrieg? Wie mit allen Ereignissen, die unmittelbar von Menschen und Naturkräften herrühren? Wie soll man da Gottes Tat und die des Menschen, also das absolut Gute und das absolut Böse, reinlich trennen, namentlich in den Wirkungen solcher Ereignisse?

Die Auffassung der Naturereignisse als Gottes eigenster Tat schließt die Annahme eines Eingreifens Gottes in den Naturverlauf, ein Durchbrechen von dessen lückenlosem Kausalzusammenhang, in sich; denn die — an sich schon ungeheuerliche — Ausflucht, daß Gott am Uranfang alles Seins den ganzen räumlichen und zeitlichen Weltverlauf bis ins Kleinste im voraus übersehen und das Wirken der den Weltlauf bestimmenden Naturgesetze allen seinen Zwecken gemäß im voraus festgelegt habe, diese Ausflucht versagt hier, weil die Willensfreiheit der Menschen angenommen wird, die „freie, göttergleiche Macht des Bösen“. Diese Schwierigkeit hebt man auch nicht durch die Annahme, daß das Eingreifen Gottes nicht in der uns gegebenen sinnlichen, sondern in einer Welt der Dinge an sich, in einer „intelligiblen“ Welt zu denken sei; denn, wie bereits oben ausgeführt, kann auf uns wirken, von uns aufgenommen werden nur ein Geschehnis der empirischen Welt. Es ist lediglich Gott als wirkende Ursache, aber nicht die Wirkung, das Geschehen, Gottes Tat, als in einer intelligiblen Welt vor sich gehend denkbar.

Schwierig ist meines Erachtens auch sich vorzustellen, daß ein Mensch als absoluter Gegensatz zu Gott überhaupt imstande sein soll, „mit Gottes Augen“ zu sehen; aber unüberwindlich ist diese Schwierigkeit wohl nicht.

Gogarten legt nun in seiner Behandlung des religiösen Aspekts das Hauptgewicht nicht auf die Beziehung zum Sein, sondern auf das Werten und Verwerten des in diesem Aspekt Angenommenen und Geglaubten. Daraus erklären sich auch wohl die angegebenen Denkschwierigkeiten. Nach Gogarten ist das von Gott verursachte Geschehen absolut gut, das vom Menschen herrührende absolut schlecht, außerdem die Art und Weise, wie der Mensch die ihm gegebenen Dinge in seinem Leben benutzt, als Mittel für seine Zwecke verwendet, absolut schlecht. „Alle Wirklichkeit ist dem Menschen der Spiegel geworden, in dem er seine Kleinheit und Erbärmlichkeit aufbauscht.“ „Der dämonischen, götterhaften Gewalt des Bösen entgeht nichts, sie streift alles mit ihrem vergiftenden Hauch, auch das Feinste und Edelste, das vom Menschen gedacht und getan werden kann.“ Das ist ein Wertmaßstab, über den sich nicht streiten läßt, auf den die Kategorien wahr und falsch nicht anwendbar sind; er ist lediglich Sache des Gefühls. Aber diese totale Negation aller menschlichen Werte, aller, auch der edelsten geistigen Kultur ist meines Erachtens der Punkt, an dem sich die Geister scheiden müssen; es gilt sich über alle Konsequenzen dieser absoluten Transzendenz, die Gogarten auf Luther gründet, klar zu werden.

Bei der absoluten Gegensätzlichkeit des Göttlichen und Menschlichen, des Transzendenten und Immanenten als des allein Wertvollen und des völlig Bösen verlieren auch die edelsten Erzeugnisse des menschlichen Genius, Werke wie Goethes Faust, Beethovens Neunte, die Philosophie Kants jeden Wert; denn sie sind dem verpönten menschlichen schöpferischen Urgrund in ernstem menschlichen Ringen entsprungen, können nicht göttlicher Art sein, wenn Gott keinen Platz in der Welt hat, solange der Mensch sich nicht ganz vernichtete. Das Wahre und Schöne überhaupt als menschliche Größen haben keinerlei Wert mehr; jede Pflege der Wissenschaft, Bildung und Kunst ist wertlos, eitel; es wird ein „totales Entwerten alles dessen, was unser gewöhnliches Leben ausmacht, unsere gewöhnliche Wirklichkeit konstituiert, auch in Leben und Tod, Hölle und Himmel“ gefordert. Ja, auch das Gute, das Moralische, bleibt als Wert nur in sehr beschränktem Maße bestehen, nämlich nur als das heteronom Ethische, von Gott durch Jesus gebotene; das autonom Sittliche dagegen, das von der menschlichen Vernunft gebotene, ist völlig wertlos, ja böse. Das von Gott gebotene, allein bestehende Gute muß in absolutem Gegensatz zu jedem menschlichen Empfinden vom Guten gedacht werden. Kein menschliche Güte, Liebe, Hingabe an ein von Menschen aufgestelltes Ideal, Selbstaufopferung dafür — sie fallen, denn „alles Menschliche muß vernichtet werden, alles, auf dem man bisher stand“! Sind nicht auch Mut, Selbstbeherrschung, Wahrhaftigkeit, Besonnenheit, Gerechtigkeit menschliche Eigenschaften, im Zwang vieltausendjährigen Zusammenlebens entwickelt? So sind sie wertlos, ja böse! Jede reine Freude, jede innere Befriedigung des selbstlos einem Werke Dienenden, seine tiefsten Kräfte Aeußernden, mit seinem Pfunde Wuchernden, ja jeder Bekennermut, jeder in hartem Kampf mit sich selbst und der Umwelt errungene und festgehaltene Mut der Ueberzeugung, jede Treue gegen sich selbst, jedes Verantwortlichkeitsgefühl gegen sich selbst, sie alle verlieren ihre Bedeutung, sind als menschlich

nichtig und gemein. Es gibt keine menschliche Größe, auch keine seelische; vielmehr ist „die Seele die letzte Barrikade gegen unseren Weg zu Gott“ nach einem von Gogarten vertretenen Worte Rubiners. So ist auch jeder Kampf um die menschliche Seele, um ihre Befreiung vom Druck der Roheit, Gemeinheit, Bitterkeit, Stumpfheit, lähmenden Alltäglichkeit sinn- und wertlos. Gogartens Standpunkt ist absolute Negation nicht nur jeder Kultur, sondern alles Menschlichen, Persönlichen, Seelischen. — Streng genommen hebt seine Vernichtungsforderung auch wohl die Möglichkeit des Erkennens Gottes durch den Menschen auf, damit sich selbst, denn dies Vermögen ist doch etwas Menschliches! — Nach meinem Gefühl wird auch das Sittliche, das nach dieser radikalen Vernichtung alles Menschlichen einsam aufragend seinen Wert behält, durch die absolute Gegensatzstellung zu allem Menschlichen, zu allem Eigenständigen, Autonomen, kalt und matt; seine radikale Loslösung von allem Menschlichen, vom Wahren und Schönen, vom tiefsten ernstesten menschlichen Streben empfinde ich als unnatürlich, willkürlich, als eine Vergewaltigung.

Darüber, wie das neue göttliche Werten im Einzelnen aussehen soll, das an die Stelle des vernichteten menschlichen zu treten hat, sagt Gogarten wenig, während er sich über die totale Wertlosigkeit, Nichtigkeit, Gemeinheit des Menschlichen eingehend ausläßt. Da ethische Werte außer Kraft gesetzt werden, müssen es wohl ethische Werte sein, die an ihre Stelle treten sollen; Gott wird notgedrungen zum Geber eines Sittengesetzes, was wohl viele ernste Religiöse mit Schleiermacher als Herabsetzung des Göttlichen empfinden werden.

Meiner Ansicht nach kann Gogarten die absolute Negation jeder Kultur garnicht streng durchführen; denn die Kultur bietet manche brauchbare Mittel zur Ausführung, zu praktischer Erfüllung ethischer Forderungen, diese mögen lauten, wie sie wollen. Gogarten macht, wenn ich ihn recht verstehe, das von Jesus gegebene Gebot der Nächstenliebe zum seinigen. Will er nun die ärztliche Kunst, große Zweige der Wissenschaft, das Ernährungs- und Bekleidungsgewerbe, die soziale Fürsorge, alle Versuche zur Lösung der sozialen Frage, alle Einrichtungen zur materiellen, geistigen und seelischen Hilfeleistung an leidenden Mitmenschen, denen man doch Spuren der Nächstenliebe oder, wenn nicht das, so doch Wirkungen gleich denen betätigter Nächstenliebe nicht absprechen kann, will er alle dieser Kulturmittel verschmähen als menschlich, also böse?

Es gibt meines Erachtens nicht nur die Alternative: „Entweder wir haben eine Religion, die die Seele dieser Kultur sein will, die also selbst jene Kraft ist, die dem größeren Kreis von Bedingtheiten immanent ist, den wir Kultur nennen, aber die doch der feinste, unmittelbarste Ausdruck dieser Kraft ist; oder wir haben eine Religion, die eine unausgesetzte Krisis dieser und jeder Kultur ist“ — es gibt meines Erachtens nicht nur diese Alternative, sondern noch ein Drittes, nämlich eine Religion, die wohl „Seele“ der Kultur ist, aber nicht als Ausdruck „der der Kultur immanenten Bedingtheiten“, sondern als das die Kultur Bedingende, sie Tragende gegenüber der Kultur als Bedingtem, Aeußerung dieser Kraft. Mit Fuchs sehe ich in dem völligen Ernstnehmen des Ewigen als der Grundkraft alles Seins und Sollens, als der auch alles Große im Menschen umschließenden Wirklichkeit Frömmigkeit, ja Religion. Sie schließt die Ehrfurcht vor allem menschlich Großen in sich, sieht auch in dem Wirken unserer großen Männer, Goethe und Nietzsche nicht ausgenommen, Aeußerungen des Ewigen und bejaht diese. Solcher Religion gegenüber zieht Gogarten ganz scharf einen Trennungsstrich mit seiner radikalen Vernichtungsforderung. Und dieser Trennungsstrich geht meines Erachtens mitten durch den Protestantismus hindurch. Auch seine Bekenner werden sich entscheiden müssen, ob sie mit Gogarten zu Luther, wie er ihn auffaßt, zurück wollen und können, alles Menschliche als ausschließenden Gegensatz zum Göttlichen, unsere ganze geistige Kultur entwerten, alle menschlichen seelischen Werte preisgeben, alle Autonomie des menschlichen Willens und Strebens aufgeben wollen, oder ob sie im Gegensatz zu diesem Luther das Ewige als alles Große, auch das menschlich Große umfassend ehrfürchtig verehren wollen, einen absoluten Gegensatz zwischen Göttlichem und Menschlichem nicht anerkennend.

Aber dieser Trennungsstrich scheidet meiner Ansicht nach nicht das Christentum überhaupt vom Heidentum ab; denn weder Christus noch Paulus lehren diesen absoluten, ausschließenden Gegensatz zwischen Menschlichem und Göttlichen, mit der Folgerung völliger Vernichtung alles Menschlichen. Der christliche, dem Gogartenschen entsprechende Grundgegensatz: „Geist und Fleisch“ ist keineswegs gleichbedeutend mit jenem, hat keineswegs dessen Schärfe. Zum „Geist“, zum Leben im Geist, kommen die Menschen nach Pauli Lehren durch den Glauben an Jesus Christus. Dieser Glaube schließt aber meines Erachtens nicht den absoluten Gegensatz zwischen Göttlichem und Menschlichem und die Forderung totaler Vernichtung und Verwerfung alles Menschlichen, auch des Seelischen, ein. Lebt aber ein Mensch im „Geist“, ist er nach Paulus Kind Gottes, für welches — Galaterbrief — nur das Gebot der Liebe gilt, welches vom Gesetz befreit, von innen heraus den Willen Gottes tut. Das „Leben im Geist“ bei Paulus entspricht also wohl genau dem nach totaler Vernichtung aus dem göttlichen Ursprung neu erschaffenen Leben bei Gogarten; der christliche Gegensatz Geist/Fleisch steht an der Stelle des Gogartenschen Göttliches/Menschliches, er hat aber nicht den gleichen Sinn, nicht die gleiche Schärfe. So kann man meines Erachtens nicht ohne weiteres den Gogartenschen Standpunkt dem Christentum völlig gleichsetzen; er ist vielmehr nach meiner Ansicht eine besonders scharfe Ausprägung des Christentums, das aber auch mildere, menschlichere zuläßt, Hingabe, aber nicht Vernichtung des menschlichen Selbst fordert.

Gogartens Standpunkt hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit katholischen Strömungen, wie sie z. B. heute in Ernst Michel zu Tage treten.

Aachen Hermann Heumann

Die Frömmigkeit der Psalmen

4. Die Frömmigkeit des Einzelnen (Fortsetzung)

Nun die Beschreibung des religiösen Stoffes, zunächst der Klagelieder.

Der Anfang ist stets, ebenso wie bei den Volksklageliedern, die Anrufung des göttlichen Namens. Das ist der gesetzmäßige Anfang der Gebete überhaupt. Die Sitte, so zu beginnen, stammt aus der ältesten Vorzeit. Ursprüngliche Voraussetzung ist der Gedanke, daß es viele Götter und viele Herren gibt, daß man also den Namen des Gottes, den man meint, ausdrücklich nennen muß. Daher enthalten alle Gebete in ihren ersten Worten den Namen des Gottes im Vokativ. In besonderem Tone aber sprechen die Klagelieder Jahves Namen aus: jammernd und schreiend, ja brüllend wie ein brüllender Löwe, rufen sie den Gott zur Hilfe herbei.

Hauptbestandteile der Klagelieder sind die Klage und die Bitte.

Die Klage schildert das unaussprechliche Elend des Dichters. Ihre Absicht ist es, Jahves Erbarmen herabzuflehen und sein Herz zu rühren. Zugleich macht der Leidende so seinen eigenen Schmerzen Luft: er schüttet vor Gott sein Herz aus. Solche Ergüsse sind daher außerordentlich leidenschaftlich und bewegen sich in den stärksten Uebertreibungen. Hier haben die Schilderungen der Krankheit ihren Sitz, die sich aber nur in allgemeinen Wendungen zu ergehen pflegen. Sehr oft klagt der Dichter über Todesgefahr: schreitet da Gott nicht allsobald ein, so ist es mit ihm in Kürze völlig aus. Dabei wird beständig das Bild einer Fahrt nach der Unterwelt gebraucht: der Sänger klagt, er sei schon zur Tiefe hinabgefahren, und stellt das in einer Fülle von Bildern dar, die nur verstanden werden können, wenn man sie zusammenstellt und sämtlich aus demselben Grundgedanken erklärt. Er ist schon in die Grube gesunken, die Wasser haben ihn schon hinweggeschwemmt, die Unterwelt hat ihre Riegel schon hinter ihm verschlossen. Dies Bild, bisher nicht verstanden, ist uralter Herkunft: man hat ursprünglich von dem Ohnmächtigen gesagt, seine Seele habe den Körper verlassen und sei in das Totenreich, die „Grube“,

unter die Erde herniedergegangen, in den Bereich der finsteren Wasser der Tiefe.

Sehr häufig klagt der Psalmist über seine Feinde, leider auch hier meistens ohne genauere Beschreibung. Auffallend ist, daß diese Gegner an vielen Stellen den Psalmisten nicht durch offene, böse Handlungen, sondern vielmehr durch ihre argen Worte und durch heimtückische Nachstellungen gefährden. Ursprünglich müssen es arge Zauberer gewesen sein, die es ihm durch gräßliche Fluchworte und frevlerische Machenschaften angetan haben; so häufig im Babylonischen. Aber von dieser Furcht vor Zauber und Zauberwort ist in den biblischen Psalmen wenig genug zu verspüren: auch das eine Großtat der israelitischen Religion! Für die Klage über das Zauberwort ist dann diejenige über Verleumdung und Hinterlist eingetreten. An vielen Stellen wird deutlich, daß diese Feinde die Reichen und Mächtigen des eigenen Volkes sind. Hie und da sind es Heiden, in deren Mitte der Psalmist wohnen muß. Wie weit dabei zugleich Privatfeindschaften mitspielen, ist nicht zu sagen. Jedenfalls aber spielt dabei die Feindschaft um des Glaubens willen die Hauptrolle.

Hier müssen wir uns also dessen erinnern, was wir soeben über den Kampf der beiden Parteien gesagt haben. Das Judentum jener Zeit zerfällt in zwei einander mit aller Bitterkeit und Gehässigkeit befehdende Richtungen; man mag diese Streitigkeiten etwa mit dem Kampf der Jesuiten und der Freimaurer in katholischen Ländern vergleichen. Der Gegenstand des Streites ist die Frage, wie man zum Lebensglück und zu allen irdischen Gütern gelangt. Denn das ist es, was beide Parteien gleichermaßen begehren. Auch die Frommen streben nach solchem Glück, Gesundheit des Leibes und langem Leben, Reichtum, Kinderzahl usw. Nun vertrauen die Gottesfürchtigen, daß ihr Gott ihnen dies alles schenken wird; sie werden, so glauben sie zuversichtlich, wie die gottgesegneten Bäume im Heiligtum sein und noch im Alter Frucht tragen. So klammert sich der Fromme inbrünstig an seinen Gott und erwartet, daß der ihn in allen Nöten beschirmen und sein Leben zum guten Ende führen werde. Die Vornehmen aber und Reichen lachen über diesen Glauben der „redlichen Seelen"; sie wähnen, es besser zu wissen: es gibt keinen Gott, der vom Himmel auf die Erde hernieder sieht und sich um das Ergehen der Menschenkinder kümmert! Darum nennt sie der Fromme „Frevler" und behauptet, daß sie im Geheimen ihrem argen Wesen nachgehen und alles Böse treiben. Beide Parteien berufen sich also gleichermaßen auf den Erfolg: das ist ein echt jüdischer Zug. Darum achten sie auch beide mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Ergehen der Andern: der Ausgang muß ja die Wahrheit an den Tag bringen; ähnlich etwa, wie in der Reformationszeit Evangelische und Katholiken auf die Art des Todes ihrer Gegner und Freunde Acht gaben. Wenn also, wie es in den Verhältnissen der Fremdherrschaft zuweilen geschieht, der Mächtige plötzlich dahinstürzt, dann jubeln alle „Gerechten". Der gewöhnliche Fall aber ist leider, daß der Jahve-Getreue im Elend verkommt; dann muß er zu allem natürlichen Leid noch den Hohn der „Gottlosen" tragen. „Er hat es auf Jahve gewälzt, der errette ihn! Der helfe ihm, wenn er wirklich an ihm Gefallen hat" (Ps. 22, 9). So kommt es, daß in den Klagepsalmen Krankheit und Spott so häufig zusammenstehen. Solcher Schimpf aber quält die Psalmisten aufs tiefste, weil sie den Schein des Rechts darin nicht abzuleugnen vermögen. Denn sie selber finden darin, daß der Tatbestand so oft der Religion widerspricht, den stärksten Anstoß. Sie kämpfen und ringen im Gebet also nicht nur um ihr Lebensglück und häufig genug um ihr Leben, sondern zugleich um ihren Gott und dessen Sache.

Immer wieder aber hören wir auch von der Verleumdung des Leidenden: er ist in seiner Drangsal ausgestoßen von allen Menschen; auch bei seinen nächsten Freunden findet er keine Teilnahme; selbst Vater und Mutter wollen nichts mehr von ihm wissen; alles behandelt ihn wie einen groben Sünder und wartet nur noch auf seinen Tod. Um dies zu verstehen, muß man Verschiedenes zusammennehmen. Böse Klatschsucht und Verleumdung ist das eigentümliche Laster kleiner Kreise, in denen die Menschen eng neben einander sitzen und sich viel umeinander kümmern. Daß aber gerade der an schwerer Krankheit Leidende von seiner Freundschaft vertrieben und verlassen wird, muß in urtümlicher Kultur ganz regelmäßig gewesen sein: es ist das Grauen vor schlimmer Krankheit, das dazu geführt hat: man denke an die Behandlung der Aussätzigen im Morgenlande und an die Scheu vor den Geisteskranken noch unter uns. Mitgewirkt hat im Judentum zu dieser Ausstoßung noch der Glaube an die göttliche Vergeltung: auch die Frommen, deren Führer der Psalmist bisher vielleicht gewesen ist, werden an seiner Gerechtigkeit irre, wenn es ihm jetzt so schlecht geht, und argwöhnen, daß er in Wahrheit ein Frevler sei, dessen Sünden Gott eben durch dies Leiden offenbar gemacht habe; er kann kein Frommer sein, sondern er ist ein Heuchler, ein von Gott selber gezeichneter Verbrecher!

Das ist das Schicksal des Hiob, den seine Freunde zur Buße mahnen, anstatt ihn in seinem Elend zu trösten. So klagt der Psalmist über seine Leiden und zugleich über den Spott seiner Feinde und über die Verleumdung der Freunde.

Daneben hören wir die Klage über das Fernsein Gottes: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" In solchen Worten klagt der Psalmist zugleich über sein äußeres Geschick und die Gottverlassenheit seines Herzens. Mitten im Leiden der Gnade Gottes gewiß zu sein, das wird dem Manne des Altertums außerordentlich schwer. Vielmehr ist er überzeugt, daß die Not eben das Zeichen seines Zornes oder mindestens seiner Entfernung ist. Umgekehrt stehen Gnade Gottes und Errettung aus der Not untrennbar zusammen. Nur in dem Aeußeren kann der alttestamentliche Fromme auch des Inneren gewiß werden. — Zuweilen aber erschallen in diesen Klagepsalmen solche Naturlaute der Frömmigkeit, daß man annehmen möchte, das Eigentliche, was das Herz des Sängers begehrt, sei doch die Nähe Gottes gewesen:

Wie die Hinde, die lechzet
nach Wasserquellen,
so lechzt meine Seele,
Jahve, nach dir.
Meine Seele dürstet nach Jahve,
nach dem Gott meines Lebens,
Wann werd ich kommen und schauen
Jahves Antlitz! (Ps. 42, 2f)

Aus diesem Gedichte ersieht man zugleich, daß Gottesferne und Gottesnähe auch für diesen Psalmisten noch besondere gottesdienstliche Sinnbilder haben: wenn er jetzt fern von Zion und seinen schönen Festen weilen muß, unter fremdem, ihm und seiner Religion feindseligem Volk, so wird ihm an dieser Entfernung des Ortes auch dies deutlich, wie weit er von seinem Gott abgekommen ist. Hier ist also ein Punkt, aus dem man ersieht, daß selbst diese das Geistige schon fast erreichende Religion doch der sichtbaren Symbole nicht ganz entraten kann.

Im allgemeinen sind solche Klagen sehr eintönig: immer wieder liest man dieselben Empfindungen, Gedanken, Ausdrücke, Bilder. Das ist aus der Entstehungsweise der ganzen Gattung zu erklären: diese Lieder kommen von gottesdienstlichen Formularen her. Ein Durchdringen des Stoffs durch das persönliche Empfinden ist also vorhanden, aber es ist noch nicht allzu weit vorgeschritten. Das Individuum tritt darin allerdings hervor, aber es bleibt noch immer verhältnismäßig gebunden. Nur ein bestimmter Kreis von Empfindungen und Ausdrucksformen ist ihm erlaubt. Nicht einmal seinen Namen kann der Klagelied-Dichter mitteilen. Man darf sich durch solche Beobachtungen warnen lassen, Worte wie „die Freiheit des Individuums", „die Stellung des Einzelnen in der Religion" als festgeprägte Schlagwörter zu verwenden. Am eigentümlichsten sind noch die Klagegedichte des Jeremia, wo sich die persönlichen Erfahrungen des prophetischen Berufs mit dem Stil der Klagelieder verbinden: seine Feinde sind diejenigen, die an seine Prophetie nicht glauben und die ihn um seiner Unheilsbotschaft willen des Vaterlandsverrats bezichtigen. Von ähnlicher Selbständigkeit sind die Klagegedichte im Hiob: auch hier liegt die Voraussetzung zugrunde, daß es ein Kranker ist, der solche Gebete spricht; aber die Klagen sind dadurch er-

weitert, daß dieser Dichter zugleich an das Leiden der ganzen Menschheit denkt und dies Herzeleid einer Welt in großen, erschütternden Weiten ausspricht:

Der Mensch, vom Weibe geboren,
ist kurz an Tagen und an Unruhe satt (Hiob 14, 1.)

Dazu kommt im Hiob noch, daß er an solche Klagen ein Problem knüpft; darüber im Folgenden.

Der eigentliche Höhepunkt der Klagepsalmen ist die **Bitte**. Denn sie ist der verschwiegene oder ausgesprochene Zweck aller Klagen, ja, des ganzen Klagepsalms überhaupt. — Beides, Klage und Bitte, wechseln im Klageliede mit einander ab, oft ohne jede weitere Anordnung. — Der Inhalt der Bitte entspricht dem der Klage: Rette mich aus der Not, heile meine Krankheit, laß die Feinde beschämt zurückweichen, gib mich dem Spotte nicht preis, sondern halte dein Wort gegenüber deinen Frommen! Führe mich nach Zion zurück, daß ich deinen Tempel schaue; halte Gericht an den Frevlern! Der Ton der Bitte ist leidenschaftlich andringend, Gott mit aller Macht bestürmend. Das Gebet: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst", ist auf diesem Gebiet ganz unmöglich. Vielmehr glaubt der Dichter ganz genau zu wissen, was Gott tun **muß**; die Absicht des Psalms ist es, Gott für seinen Willen umzustimmen. — Besonders leidenschaftlich ist das **Gebet gegen die Widersacher**. Auch hier ist das Ideal, den Feinden zu **vergeben**, ganz undenkbar. Mit verzehrender Glut und zuweilen in den grausigsten Ausdrücken bittet der Sänger um ihren Untergang. Das hat auch ein Jeremia getan! Ja, es gibt Psalmen, deren wesentlicher Inhalt solche Verfluchungen sind, die sogenannten „Rachepsalmen", bei denen vielleicht ältere, gottesdienstliche Verwünschungen mit einwirken. Der Psalmist trägt solche Bitten gegen seine Feinde mit dem besten Gewissen von der Welt vor; denn es sind Jahves Gegner zugleich! Und „sollt ich deine Hasser, Jahve, nicht hassen?" Es ist ja auch nichts Ungerechtes, was er wünscht; denn sie haben durch ihr böses Tun das Verderben reichlich verdient. Das Schlimme, was sie selber geübt oder geplant, möge es auf ihr Haupt zurückfallen! — Alles, was der Dichter auf dem Herzen hat, faßt er zuweilen in einem umfassenden Bilde zusammen: er hofft, von der Krankheit befreit, eine Wallfahrt nach Jerusalem halten zu dürfen; dann hat er alles, was er sich wünscht: die Heilung und die Gottesnähe zugleich. Und noch ein anderer Gedanke spielt mit ein: der Tempel ist ein Asyl; Niemand tastet den an, den Jahve im Heiligtum in Schutz genommen hat; so hat der Dichter also bei Jahve auch Ruhe vor den Nachstellungen der Frevler!

Noch ist zu bemerken, daß sich der Gedanke vom **Leben nach dem Tode** im Psalter **nirgends** findet. Was der Dichter in seiner Todesnot begehrt, das ist nur die Rettung aus der gegenwärtigen Todesgefahr. Dieser Wunsch wird nun freilich oft in den leidenschaftlichsten Ausdrücken ausgesprochen:

Du lässest meine Seele der Unterwelt nicht,
gibst nicht zu, daß dein Frommer die Grube schaue. (Ps. 16, 10)

Gemeint ist dabei aber nicht die Rettung **durch** den Tod **hindurch** zu **neuem** Leben, sondern **vor** dem Tode zu einem Leben, das sich die fromme Glut als ein ewiges Leben vorstellt:

Du tust mir den Lebenspfad kund!
Fülle von Freuden ist vor deinem Angesicht,
Wonnen in deiner Rechten ewiglich. (Ps. 16, 11)

Der Gedanke der **Erziehung** durch Leiden findet sich in den Klagepsalmen nicht. Der Fromme will der Züchtigung Gottes nicht stillehalten, sondern er will das Uebel los sein. So hat auch Hiob die Meinung der Freunde, Gott habe ihm in seinem schweren Leiden eine Zucht auferlegt, um ihn zu warnen und zu bessern, mit zornigem Ingrimm abgelehnt. Dagegen wird diese Idee in den Dankliedern ausgesprochen und ist in den „Sprüchen" ganz geläufig.

Sehr häufig werden der Klage und Bitte noch allerlei **Beweggründe** hinzugefügt, die Gott zum Einschreiten bestimmen sollen; es sind zugleich Gedanken, mit denen der Psalmist sich selber tröstet und sein unruhiges Herz beschwichtigt. Dahin gehört es vor allem, daß der Dichter Gott sein unerschütterliches **Vertrauen** auf seine Hilfe bezeugt. Hier tritt also zu dem Tone jammernden Klagens und leidenschaftlichen Bittens derjenige getroster Zuversicht und inbrünstiger Gewißheit. „Viele zwar sagen von mir: Auch Gott kann ihm nicht mehr helfen. Aber ich weiß und glaube: Du, Jahve, schützest mich ringsum wie ein Schild, du läßt nicht zu, daß meine Ehre in den Staub getreten wird!" (Ps. 3, 3 f.) Der Dichter aber spricht solches Vertrauen gerne aus; es ist seinem Herzen süß, so zu reden; und zugleich hofft er, Gott werde den, der so zu ihm spricht, nicht zu Schanden machen. Gott kann Hände, die sich so an ihn klammern, nicht zurückschlagen! Es muß ihn rühren, daß eine Seele sich so gänzlich auf ihn verläßt! — Und an dieser Stelle ist es denn auch erlaubt, wenn auch kurz und bescheiden, ein Wort über die eigene Erfahrung zu sagen, die dies Vertrauen rechtfertigt: „Auf dich bin ich geworfen von Jugend an", Ps. 22, 11; „jetzt, in der Zeit meines Alters, verlaß mich nicht!" Ps. 71, 9.

Halle **Hermann Gunkel**

Antwort

Vgl. Nr. 4 Eisenach, Burgstr. 24, den 18. 1. 22

Sehr geehrtes Fräulein Köstlin!

Was hat sich in Deutschland seit der Revolution geändert? Es sind mehr Menschen in das Erwerbsleben gedrängt worden als vorher. Solche, die bis dahin in der behaglichen Existenz des Mittelstandes wie auf einer Insel mitten im wilden Kampfe der kapitalistischen Selbstsucht lebten, lernen nun diese kennen und ihre körperlich und seelisch zermürbende Gewalt. Früher „dienten" sie „freiwillig", jetzt stehen auch sie unter dem „ehernen Lohngesetz". Nun sehen sie selbst „in die Ellenbogenmoral des Erwerbslebens" hinein.

Merkwürdig ist mir nur, daß das für irgend jemand Sehnsucht nach der alten Zeit wecken kann. Denn in jener Zeit vor dem Krieg, und während des Kriegs, hat diese Ellenbogenmoral das Leben von Millionen von Menschen bestimmt und zerbrochen. Wir haben das nicht so deutlich gefühlt, weil wir selbst davor bewahrt blieben. Nun faßt es uns, die wir durch Erziehung und sittliche Kraft stärker sein sollen, und wir merken, wie ungeheuer und furchtbar die Gewalt dieser Moral und dieser Gesellschaftsordnung ist. Wollen wir nun wirklich uns wünschen, daß wieder wir — die Schichten des Mittelstandes — außerhalb dieses Kampfes stünden und die Andern ihn wieder allein zu tragen hätten? Das ist eigentlich der innerste Wunsch aller, die sich denen anschließen, die das Alte wieder herstellen oder irgendwie diesem sich wieder in entsprechenden Umgestaltungen annähern wollen: „wir wollen wieder unsere alte gesicherte Existenz haben" — den Nachsatz: „die Andern sollen wieder allein in diesem harten, wilden Erwerbsleben zerbrochen werden" verschlucken sie vor sich und Andern. Aber das ist ja eben doch die ganze Frage: Wollen wir aus der jetzigen Not heraus, indem wir wieder Stände schaffen, die ihr enthoben sind, weil andere sie um so stärker für sie tragen — wollen unsere gebildeten Frauen und Mädchen wieder ihre gesicherte Existenz um den Preis, daß Arbeitermädchen und Arbeiterfrauen allein zerbrechend belastet sind — wollen wir unser behagliches Familienleben um den Preis, Anderen es zu lähmen — wollen wir die gute, glückliche Familie um den Preis, daß es Prostitution und Prostituierte gibt? Usw. Oder wollen wir aus dem jetzigen Zustand dadurch heraus, daß wir alle herausheben, selbst wenn dies Herausheben so langsam geht, daß wir unserseits viel länger unter dem schweren Drucke stehen müssen, als wenn wir den andern Weg gingen?

Mir ist die Antwort nicht fraglich. Es gilt einen Weg zu finden, der uns alle frei macht von dem unerträglichen Drucke der Erwerbsgier und der Ellenbogenmoral.

Es scheint mir fast, als erschiene Ihnen der jetzige Zustand wie eine Folge der Herrschaft des Sozialismus. Einen größern Irrtum kann es überhaupt nicht geben. Denn der Sozialismus ist ja gar nicht an der Herrschaft und war es nie. Was

wir jetzt haben, ist eine Sichselbstübersteigerung des Kapitalismus. Gleichzeitig mit einer ungeheuren Machtentwicklung desselben zeigt es sich, daß er — wenigstens in Deutschland — nicht mehr die Macht hat, sein System mit den notwendigsten sittlichen Tragkräften zu durchsetzen. Das beweist mir, daß wir in der Zeit des sittlich verfaulenden Kapitalismus stehen. Denn wenn Verantwortungsgefühl und die aus ihm entstehende einfache Vornehmheit und Anständigkeit der Gesinnung so selten geworden sind, wie sie heute in den eigentlich führenden Kreisen des Geschäftslebens geworden sind (man vergleiche Oppau), so hat das Faulen eingesetzt, und neue Ordnungen müssen werden.

Bis jetzt ist der Sozialismus dem gegenüber weder politisch stark noch innerlich, sittlich reif genug, um die neue Ordnung und Tragkraft schaffen zu können. Er ist politisch nicht stark genug, denn das deutsche Volk zerspaltet sich ja etwa in zwei gleiche Hälften. Die eine will vorwärts zum Sozialismus, die andere will mindestens keine Maßregeln, die ihr das zu sehr stören, was ihr Grundlage ihres Erwerbslebens scheint. Drüben steht eine ungeheure Glut und mächtiger Wille, hüben die ganze Welt des Denkens, der Bildung, der ererbten sittlichen Werte. Der Erfolg ist, daß wir weder vorwärts noch rückwärts können und tausende, hunderttausende Menschen in fast unmöglichen Verhältnissen leiden müssen. Den einen fehlt die Kraft, wiederherzustellen, was vorüber ist, den andern fehlt die Klarheit und überlegene Sicherheit, das Neue gegen die kluge Sabotage und den bösen Willen jener zu gestalten. Daraus ergibt sich der Zustand, daß die mit den rücksichtslosesten Ellenbogen die Uebrigen ausbeuten und ausplündern können.

Das kann erst anders werden, wenn wir uns besonnen haben, wohin wir wollen, und wir alle den Mut finden uns dorthin zu stellen, wo unserer Meinung nach die Kräfte des Zukunftsgestaltens sind.

Wo sind sie? Da, wo man die Welt auf verstärkte Ellenbogenfreiheit gründen will, oder da, wo man sie gründen will auf die Zusammenarbeit der Menschen für einander? — Man sagt, das Letztere eben wird nie werden, denn der Mensch ist Egoist und bleibt Egoist. — Für meine Augen ist es ein großes Wunder, daß der Mensch, jahrtausendelang eingesperrt in Weltordnungen, in denen er nur durch rücksichtslosen Kampf leben konnte, als Führern immer denen gefolgt ist, die ihn hieraus retten wollten — vor allem Jesus! Was wird dieser Mensch sein, wenn es gelingt, eine Gesellschaftsordnung zu schaffen, in welcher der am meisten gilt, der am meisten dient. Darum handelt es sich eben, eine Ordnung zu finden, in der alle jene schaffende Kraft und jenes Bedürfnis, aus sich etwas zu leisten und zu gelten, das nun zu Ehrgeiz und Egoismus verkrüppelt, wirklich frei schaffen und wirken kann. Daß sie zu finden ist, ist dem klar, der sich mit den Gedanken derer beschäftigt, die über diese Möglichkeiten nachdenken. So möchte ich bei dieser Gelegenheit auch auf das wundervolle Buch Tawney The aquisitive Society (London 1921) hinweisen, das uns die Gedanken der etwa uns entsprechenden Kreise Englands zeigt.

Also: Nicht, was jetzt ist, ist Sozialismus. Sozialismus soll erst werden. Und er wird nur, wenn er uns alle — nicht nur einen Stand — von der Not befreit, die Sie so bitter empfinden. Denn ganz gewiß, diese harte Gier des Erwerbslebens ist vor allem die seelenzerbrechende Kraft. Sie ist in die Menschen hineingeworfen durch die Herrschaft eines furchtbar gewaltigen, äußerlich unendlich leistungsfähigen Systems. Es leistet so Großes, weil es alles Seelische vergewaltigt und den Menschen ganz und gar in den Dienst des Aeußeren zwingt. Nun gilt es ein System zu schaffen, das deshalb noch Größeres leistet, weil es die Seele befreit und an Stelle des Zwanges die unendlichen Triebkräfte der Seele zur tragenden Gewalt menschlichen Schaffens macht. Ich für mein Teil bin dessen ganz gewiß, daß die Mitarbeit an diesem gewaltigen Ziele heute die einzige Art ist, in der wir wirklich den Willen Gottes tun können. Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr Emil Fuchs

Eine proletarische Weihnachtsfeier

Aus Rostock

„Der Arbeiter-Jugend-Verein und die Internationale Vereinigung der Naturfreunde veranstalten am Donnerstag, den 22. Dezember, im großen Saale der Philharmonie eine Weihnachtsfeier. Nicht im kirchlichen Sinne, sondern als echt proletarische Weihnacht ist der Abend gedacht. Müssen wir doch täglich sehen, wie auf der einen Seite ein Leben in Prassen und Müßiggang geführt wird, während auf der andern Seite die übergroße Mehrheit des Volkes in Hunger und Elend ihr Dasein fristen muß. In vielen Familien wird Weihnachten kein Tannenbaum brennen. Vielen Arbeiterkindern wird der Weihnachtstisch nicht gedeckt sein. Darum rufen wir alle auf, die sich mit uns eins fühlen, am Donnerstag zu uns zu kommen." So stand es zu lesen in der Mecklenburgischen Volkszeitung vom 17. Dezember. Nicht im kirchlichen Sinn, sondern echt proletarisch sollte die Feier gehalten werden. Wie sollte ich mir eine „proletarische Weihnacht" vorstellen? Der Wunsch, einmal einen tiefen Blick zu tun in das Seelenleben unserer Arbeiterjugend trieb mich hin in diese Feier. Und ich habe es nicht bereut.

Schwer und drückend lastet heute auf der Seele aller weitsichtigen, ernsten Christen das Problem „Der Proletarier und die Kirche". Es ist ein Problem, dem man nicht vom Schreibtisch her mit nüchternen, theoretischen Erwägungen und Betrachtungen beikommen kann, sondern dessen Lösung heißes, rinnendes Herzblut erfordert. Dornenvoll ist der Weg, den die Brückenbauer zwischen Kirche und Proletariat gehen. Schier unüberwindbar scheint uns oft das Mißtrauen zu sein, dem wir auf beiden Seiten begegnen. Der Arbeiter wittert in uns stets den verkappten „Bourgeois", und weiten kirchlichen Kreisen erscheinen wir verdächtig als „Sozialist". Die materialistische Weltanschauung, der alle rein geistigen und seelischen Regungen als eine Illusion erscheinen, hat in weiten Kreisen unserer Arbeiterschaft noch keineswegs abgewirtschaftet. Es ist eine schwere Täuschung, dies anzunehmen. Selbst in der jungen Generation ist der Materialismus noch nicht überwunden. Auch hier steht noch die „alte" Richtung mit der „jungen" in erbittertem Ringen. Diesen Tatsachen muß klar ins Auge geschaut werden, wenn man die Schwierigkeiten richtig einschätzen will, die sich einem bei dem Versuch, das Proletariat zu Jesus zu führen, hemmend in den Weg stellen. Wir finden beim Proletariat ein starkes Hinken nach beiden Seiten, ein Hinundherschwanken zwischen „gestern" und „heute". Die Arbeiterbewegung durchlebt heute eine ihrer schwersten Krisen.

Die mangelnde Einheit kam auch bei der Weihnachtsfeier recht lebendig zum Ausdruck. Da wohl die meisten Leser noch keiner proletarischen Weihnachtsfeier beigewohnt haben, lasse ich hier das Programm der Feier folgen:

1. Musik-Vortrag: Wann wir schreiten.
2. Chorgesang: Weihnachtsmarseillaise.
3. Prolog.
4. Ansprache.
5. Rezitationen: a) Zeitenwende, Bröger.
   b) Rote Fahnen, Kurt Kläber.
6. Musik-Stück.
7. Rhythmischer Reigen.
8. Lautenlieder: Over de stillen Straten, Storm.
9. Rezitation: Am Weihnachtsabend.
10. Chorgesang: Aus des Alltags grauen Sorgen.

Pause.

11. Weihnachtsspiel: Das Lichtlein im Walde, E. R. Müller.
12. Rezitation: Brüder zur Sonne, zur Freiheit.
13. Lautenlieder: Ick wull ick wir noch kleen, Johann.
14. Heitere Rezitation: De Schledenfohrt, Brinckmann.
15. Volkstänze: a) Schwedentanz.
    b) Der Kuckuck und der Piedewitt.
16. Lautenlieder: a) Unter meines Vaters Haus.
    b) Eine schneeweiße Taube hab ich zu Haus.
17. Volkstänze.

Zwei große in hellem Lichterglanze strahlende Tannenbäume standen zu beiden Seiten der Bühne. Rote Banner als Symbol des Sozialismus wehten von der Galerie herunter. Der Saal war vollständig gefüllt, wenn ich auch nicht verschweigen will, daß ich ihn bei politischen Versammlungen noch voller gesehen habe. Der äußere Rahmen der Feier war ganz im Stil des Wandervogels gehalten. Ein aus Geigen, Mandolinen und Gitarren bestehendes Orchester brachte den musikalischen Teil des Programms musterhaft zum Vortrag. Auch die verschiedenen Rezitationen und Lieder zur Laute fanden eine Wiedergabe, die meistens weit über dem Durchschnitt stand. Besonders gut gefielen mir die Volkstänze. Das war ein Singen und Springen duftiger und frischer Gestalten auf der Bühne, daß einem das Herz ordentlich warm wurde. Waren jene jungen Gestalten, die dort anmutig und weich ihre rhythmischen Reigen tanzten, wirklich Arbeiterjugend? Wer einen lebendigen Eindruck haben will von dem, was ich in dieser Weihnachtsfeier erlebte, der schaffe sich das kleine Buch „Das Weimar der arbeitenden Jugend" an, das in einer Reihe sehr schöner Photographien diese Volkstänze vor einem

lebendig werden läßt. (Verlag des Hauptvorstandes des Verbandes der Arbeiterjugendvereine Deutschland, kart. 10 Mk.) Das zur Aufführung gelangende Weihnachtsspiel war erfreulicherweise kein Tendenzstück im üblen Sinne. Vielmehr verbarg sich die Tendenz in einer hübschen Handlung, die an wirklich tief innerlichen Stellen nicht arm ist, so geschickt, daß sie nie störend auf mich wirkte. Alle Darsteller waren mit Leib und Seele dabei. Besonders fiel mir ein etwa 13- oder 14jähriger auf, der eine wirklich schauspielerische Begabung zeigte.

Während mich so einerseits die Darbietungen mit heller Freude erfüllten, bin ich doch den ganzen Abend ein Gefühl tiefen Schmerzes nicht losgeworden. Es hatte seinen Ursprung in der inneren Zerrissenheit, die das Programm offenbarte. Die Ansprache, die ein Jugendgenosse hielt, zeigte so recht, wie bettelarm doch diese Jugend — trotz des äußeren Scheins — im Grunde ist. Für die Vorgänge in der Heiligen Nacht fand er kein anderes Wort als „Legende". Der Stern von Bethlehem war ihm der Stern des Sozialismus. Sie könnten diesen Abend nicht anders feiern, als wenn sie ihren Treuschwur dem Sozialismus erneuerten. Wie wirklichkeitsfremd schon ein so junger Mensch sein kann, zeigte die Behauptung, daß am Heiligen Abend die Reichen die Kirchen füllen würden, um dort ein übernatürliches Wesen zu verehren. Ob der junge Redner wohl überhaupt schon einmal einer Christvesper beigewohnt hat? Und ob es ihm dann nicht aufgefallen ist, daß die „Armen und Beladenen" wohl mindestens ebenso stark dort vertreten waren wie die „Reichen"? Armer Jugendgenosse, der du achtlos vorübergehst an dem größten und wertvollsten Weihnachtsgeschenk, das einem Menschen werden kann! Und doch — o selige Inkonsequenz! — schon bald nach dieser Ansprache kam ein Lied zum Vortrag, in dem die „Engelein" und der „liebe Herrgott" auftraten! Und dann beim Weihnachtsspiel ertönte gar: „Es ist ein Ros entsprungen" und „Am Weihnachtsbaume die Lichter brennen". Und höre ich recht? Nun klingt es gar: „Stille Nacht, heilige Nacht"! O, liebe Arbeiterjugend, kämpfe nur gegen Jesum, der auch dein Heiland ist. Du bist ihm näher, als du selber ahnst und zugeben willst. Wie heißt es doch Offenb. Joh. 3, 15f.? Noch immer war dem Heiland ein Mensch, der sich mit Händen und Füßen gegen ihn wehrt, lieber als einer der vielen Satten.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß hinter den Kulissen ein scharfer Kampf tobte. Eine Gruppe der Opposition versuchte noch während der Feier das Programm umzustoßen und alles, was noch irgendwie mit dem Christentum zusammenhing, über Bord zu werfen. Sie drang jedoch mit ihrem Willen nicht durch.

Was mich diese proletarische Weihnachtsfeier gelehrt hat, ist Folgendes: 1. Für uns Studenten der Theologie und für die jungen Pfarrer bietet sich hier im Proletariat ein weites, weites Arbeitsfeld. — 2. „Bürgerliche" Pfarrer werden diese Arbeit nicht leisten können. Das Vertrauen des Proletariers gewinnt nur der, der die berechtigten Forderungen der Arbeiterbewegung anerkennt und sich selber für sie einsetzt. Damit ist noch nicht gesagt, daß man sich unbedingt einer sozialistischen Partei anschließen muß. — 3. Den Proletarier gewinnen wir für das Christentum nur, wenn wir es ihm vorleben, nicht aber durch Predigen. Wir dürfen es auch nicht scheuen auszusprechen, daß Christentum und Kirche nicht unbedingt dasselbe zu sein brauchen. Führen wir den Proletarier zunächst einmal zu Jesus. Sein Verhältnis zur Kirche wird sich bessern in dem Maße, in dem die Kirche sich wieder zur Nachfolge Jesu entschließt und der heute so beliebten „Realpolitik" der Laufpaß gegeben wird. Ich habe für die ablehnende Haltung des Proletariats unserer Kirche gegenüber volles Verständnis. — 4. Innerhalb der Arbeiterjugend kann nur der wirken, der mit der modernen Jugendbewegung vertraut ist. Ich möchte dies ganz scharf betonen! Haec est conditio sine qua non!

Mancher Leser wird vielleicht Anstoß daran nehmen, daß ich in meinen Ausführungen immer vom „Proletarier" spreche. Proletarier zu sein, gilt aber in den Kreisen, die ich hier im Auge habe, als Ehrenname und nur in diesem Sinne gebrauche ich das Wort. Wenn meine Zeilen den Einen oder Anderen anregten, sich einmal mit der proletarischen Bewegung oder im besonderen mit der Arbeiterjugend zu beschäftigen, so wäre das mein schönster Lohn. Es hängt für Kirche und Proletariat unendlich viel davon ab, daß die Frage des Verhältnisses der beiden zueinander eine glückliche Lösung findet. Jesus, der Erfüller des Sozialismus!

Ottheinrich Burchard

Die zweite Keutschener Woche (23.—25. Nov. 1921)

Ein erfreuliches Zeichen erstarkenden religiösen Lebens in unserer Zeit war die überaus lebhafte Beteiligung und der Gesamtverlauf der zweiten Tagung der „Protestantischen Freunde" in dem unweit Hohenmölsen gelegenen Dorfe Keutschen. Der organisatorischen Begabung des Begründers dieser freien Vereinigung, Herrn Pfarrer Lic. Strewe, war ein schöner Erfolg beschieden. Einige Dutzend solcher Begabungen und solch tatkräftigen Einsetzens für ein ideales Ziel — und es stände anders um die viel beklagte Lauheit und Interesselosigkeit weiter Kreise den christlichen Fragen gegenüber. Den „Protestantischen Freunden" geht es um Lebendigmachen des religiösen Innenlebens, in freudigem Anschluß an alle ernst zu nehmenden Geistesbewegungen der Gegenwart, ohne Scheu vor, ja mit bewußter Herausstellung der Gegensätze. Hier konnte man erleben, wie eine mehrere Hundert Köpfe starke, z. T. aus Pfarrern, Lehrern, Studierenden, zur größeren Hälfte aber aus Männern und Frauen verschiedenster Berufs- und Lebensstellung bestehende Zuhörerschaft mit unerlahmtem Interesse Vorträgen und Diskussionen lauschte (an den letzteren auch teilnahm), die vielfach recht schwierige Probleme behandelten und sich auf 3, ja über 4 Stunden Dauer an 3 aufeinanderfolgenden Tagen erstreckten. Es ist also weniger die Fähigkeit zur Teilnahme an religiösen Dingen, die fehlt, als die Berührung mit Lebendigem und Leben Schaffendem. Hier kam Lebendiges in persönlicher Ueberzeugung zu Worte, und zwar absichtlich die verschiedensten Richtungen: der Freimaurer neben dem Mystiker, der wissenschaftliche Psychologe neben dem Bekenner oder dem Kirchenhistoriker, der orthodoxe neben dem liberalen Theologen. Und es war der Leitung eine besondere Freude, auf dieser protestantischen Tagung den amtlichen Vertreter der katholischen Gemeinde unter den Zuhörern zu erblicken. Die Hörer aber wurden keineswegs irre an sogenannten oder auch tatsächlichen Widersprüchen, sondern sie erlebten, wie auch besonders ausgesprochen wurde, die ungeheuren Spannungen, die sich dem auftun, der erschauernd und liebend, ehrfürchtig und vertrauend, demütig und stolz zugleich vor die grundlose Tiefe und grenzenlose Weite, vor den Welturgrund tritt, den Jesus Christus uns dennoch „Vater" nennen lehrte.

Den Beginn der Tagung machte eine Feier in der überfüllten, stimmungs- und beziehungsvoll ausgeschmückten kleinen Dorfkirche. Eine längere, schlichte und durchdachte Ansprache von Frl. cand. theol. Schäfer-Roda wurde umrahmt von Gesängen und liturgischen Handlungen. Nach kurzer Pause folgten im gefüllten Grunertschen Saale die Vorträge der Professoren Heussi-Leipzig (Luthers Stellung zur Neuzeit), Lütgert-Halle und Pfarrer Steiner-Leipzig, die von verschiedenen Standpunkten das Thema „Vom unbekannten Gott" behandelten.

Der zweite Tag brachte einen sehr anregenden, in seiner Andersart die Tagung aufs vorteilhafteste belebenden Lichtbildvortrag des Prof. Lietzmann-Jena: „Aus der Kunst der alten Kirche". Danach behandelte v. Wasielewski-Sondershausen das „zeitgemäße" Thema der Beziehungen des wissenschaftlichen Okkultismus zur Religion. Nach der angeregten Diskussion zu urteilen, besteht auch in religiösen Kreisen derzeit lebhaftes Interesse an einer Auseinandersetzung mit diesen Dingen.

Der dritte Tag war Lebensfragen religiöser Art gewidmet. Die klaren und belehrenden Ausführungen des Gen.-Oberarztes Neumann-Naumburg über „Freimaurerei als Erlebnis" fanden lebhaften Beifall. Daran schloß sich ein eindringlicher Vortrag von Studienrat Schümer-Magdeburg über ethische Probleme. Den Schluß machten fesselnde Mitteilungen des Lehrers Sommer-Halle über eigne religiöse Lebensführungen und -gestaltungen. Diese Bekenntnisse fanden, wie die lebhaft einsetzende Diskussion bewies, eine besondere psychologische Anteilnahme.

Wie den Beginn, so machte auch den Schluß des Ganzen eine Kirchenandacht. Prof. Glaue-Jena und Pfarrer Strewe selbst fanden schöne, ja ergreifende Abschieds- und Dankesworte. Nicht zuletzt auch für die in Keutschen selbst wie in umliegenden Ortschaften vielfach und reich gewährte Gastfreundschaft, ohne die ja eine solche Tagung auf dem Lande gar nicht möglich wäre. Zwanglose Einzelaussprachen, eine interessante Bergwerkbesichtigung und eine von einer Anzahl jenenser Studenten unter Leitung von Glaue veranstaltete sehr lohnende Besichtigung des Naumburger Domes gliederten sich willkommen der eigentlichen Veranstaltung an. Im Pfarrhause befand sich eine kleine Ausstellung christlicher Kunst, die — von Theorien unbelastet — Bilder und Scheine für Kirche und Haus der Wirklichkeit zeigte.

Wöchentliche Chronik

Trotz der noch fortdauernden Steigerung aller Preise sind 1921 in Oestreich 3 neue Kinderheime (mit Hilfe von Spenden aus der Schweiz und Amerika), 1 Vereinshaus, 1 Ferienheim, 1 Heim für gefallene Mädchen neu begründet, 2 neue Kirchenbauten begonnen, 1 baufällige Kirche völlig erneuert, 12 Orte durch Begründung von Predigtstellen für den evangelischen Gottesdienst neu erschlossen, 6 selbständige neue Pfarrgemeinden begründet, außerdem in Wien und Graz je ein neues Pfarramt und an den Diakonissenhäusern in Aussig und Graz je ein Hauspfarramt begründet und besetzt worden. Wartb. 1.

In dem Streit zwischen der katholischen und der tschechoslowakischen Kirche verlangt die tschechische Regierung jetzt nicht mehr von der katholischen, sondern von der tschechoslowakischen Kirche den Nachweis des Rechtsanspruchs auf die Kirchengebäude, weil diese nach dem Grundbuche Eigentum der betreffenden katholischen Kultusgemeinde sind. Ev. KZ (Bielitz) 1.

In Prag wird der Bau eines großen Katholikenhauses geplant, das auch Theater, Kino, Restaurant, Café und Hospiz umfassen soll.

Der Metropolit-Primas von Bukarest Dr. Miron Cristea hat die Einberufung einer ökumenischen (?) Synode der griechisch-orientalischen Kirchen in Aussicht genommen. Zugesagt haben bereits Serbien, Griechenland, Bulgarien, Kappadocien. Außer Glaubensfragen sollen der Umtausch des gregorianischen Kalenders, Ueberprüfung der Fastenordnung, das Recht der Wieder-

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

verheiratung der verwitweten Pfarrer und die Organisation von Anstalten zur Propaganda des orthodoxen Glaubens auf die Tagesordnung gesetzt werden. Kirchl. Bll. (Siebenb.) 1.

Die griechische heilige Synode hat den früheren Metropolitan von Athen Meletios Metaxikis seiner geistlichen Würden für verlustig erklärt, weil er durch Umtriebe in Amerika auf eine Spaltung in der orthodoxen Kirche hingearbeitet habe.

Die evangelischen Synoden in Australien haben sich zusammengeschlossen und die Missionierung von Neuguinea als besondere Aufgabe übernommen; sie wollen ein eigenes Seminar zur Ausbildung von Pfarrern und Missionaren für Australien und Neuguiena errichten.

Von Personen. Berufen: Prof. D. Georg Wobbermin in Heidelberg nach Göttingen als Nachfolger von Titius. E St

Verschiedenes

Von Dichtern und ihren Dichtungen geben einige wertvolle Werke Auskunft. Hanns Martin Elsters umfangreiches Werk über „Walther von Molo und sein Schaffen" (Langen, München 1920, 279 S. 10, geb. 17 Mk.) scheint mir freilich seinen Helden zu überschätzen, und für Waldemar Bonsels, den Carl Stange in den Studien des apologetischen Seminars in Wernigerode (Gütersloh, Bertelsmann 1921, 42 S. 5 Mk.) von christlichem Standpunkt aus mit hoher Achtung, wenn auch nicht ohne Kritik würdigt, gipfelt mir die Apologetik in der Frage, wie weit sich letzten Endes in seinem Schaffen ein großes Menschentum oder ein großes Virtuosentum offenbart. Ein köstliches Büchlein aber hat über „Emil Gött, sein Anfang und sein Ende" dessen Mutter, Maria Ursula Gött geschrieben (Beck, München, 1921. 84 S. geb. 9,50). Die ergreifende Pestalozzigestalt dieses christlichsten Nietzschejüngers wird in einer Art gezeichnet, wie das eben nur eine Mutter vermag, die der Entwicklung des Sohnes mit bebender Seele und liebendem Verständnis gefolgt ist. Es ist die Geschichte eines Denkers und Dichters, der gern ein Bauer sein wollte, aber vor allem ein reiner, selbstloser Mensch war, der in Not und Krankheit mit nie ermüdender Liebe gab und immer gab. „Von all seinem Kämpfen und Ringen nichts gerettet als seine Ehre, seinen Herzensreichtum und seinen beispiellosen Herzensfrieden." Neben diesem Urchristen erscheint Tolstoi in den „Erinnerungen", die Maxim Gorki über ihn veröffentlicht (Verlag Der neue Merkur, München 1920, 56 S., 6 Mk.) vielmehr als Ur-Russe; ja Gorki bringt uns den großen Menschen, den man wohl auch als Urchristen ansah, aus persönlicher Kenntnis so nah, daß uns Tolstoi noch nie so fremdartig erschienen ist; neben jenem Emil Gött, dessen Persönlichkeit von einem reinen Liebeshauch durchweht ist, eine widerspruchsvolle Gestalt: weich und brutal, einfach und listig, mit allen Fehlern seiner Nation in seiner großen Seele und mit jener slawischen Staatsfeindlichkeit, die im Grunde ein Verlangen des russischen Blutes ist, nomadisch zu schweifen. Der hier über Tolstoi schreibt, ist ein Ungläubiger, der den Dichter nicht zum Heiligen stilisieren lassen will: „er ist doch groß und heilig nur, weil er ein Mensch ist, ein wahnsinnig und peinigend herrlicher Mensch, ein Mensch der ganzen Menschheit." Trotz dieses Bekenntnisses zu Tolstoi erhebt sich der Zweifel, ob Gorkis Organe ausreichen, dessen Gesamtpersönlichkeit zu umfassen.

Bedeutsam ragt die große Gestalt Tolstois in das Leben Romain Rollands hinein, von dem uns Stefan Zweig eine kostbare, von Ehrfurcht und Liebe diktierte Biographie gibt (Rütten und Loening, Frankfurt a. M. 1921, 266 S., 27, geb. 35 Mk.). Als der junge Student in Gewissensnot und Zweifel einen suchenden Brief in die russische Ferne sendet, da antwortet ihm Tolstoi mit einem Brief von 38 Seiten, in dem er ihm seine Ideen über die Kunst entwickelt: „daß nur jene einen Wert habe, die Menschen verbinde, und daß nur der Künstler zähle, der seiner Ueberzeugung ein Opfer bringt. Nicht Liebe zur Kunst, sondern Liebe zur Menschheit sei die Vorausbedingung aller wahren Berufung." „Diese Worte" setzt Stefan Zweig hinzu „sind lebensentscheidend für die Zukunft Romain Rollands geworden." Den Lebensgang dieses großen, selbstlosen Idealisten liest man mit herzklopfender Bewunderung; ein die Kulturen Europas umspannender Geist ist an der unermüdlichen Arbeit, das Reich des Gerechten und Menschlichen über den Nationen zu bauen, und zieht sich den Haß seines Vaterlandes zu, weil er im Kriege gegen den Haß und für ein brüderliches Verständnis über die Schranken der feindlichen Nationen hinaus kämpft. Es ist eine erschütternde Tragik, zu empfinden, daß selbst dieser freie und edle Einsame dem französischen Selbstbewußtsein noch seinen Tribut gezahlt hat, indem er — vor dem Kriege — in seinem „Jean Christophe" einen politischen Konflikt erfindet, dadurch hervorgerufen, daß Deutschland im „Größenwahn" seines „siegestrunkenen Imperialismus" Frankreich als geschlagenen Vasallen behandele, eine dichterische Erfindung, die den französischen Chauvinismus zu steigern wohl geeignet war. Stefan Zweig findet solche Schranken — sie treten auch an andern Stellen hervor — in Romain Rolland nicht. Sei es drum. Es ist so unendlich viel Reichtum an Geist und Schönheit, an Opferwilligkeit und gläubiger Arbeit in Romain Rollands Wirken und Werk, daß wir gern von unbeschränkter Verehrung uns zu tieferem Verständnis seines Wesens führen lassen. Ein Führer, der das vermag, ist Stefan Zweig. Gerhard Heine

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. Donnerstag 9. Februar 8 Uhr in der Börse, Marktplatz: Augustins Stellung und Bedeutung in der Geschichte des Christentums. Pastor Lic. Bauke.

Magdeburg. Mittwoch 1. März 4½ Uhr Luisenschule: Friedrich Gogarten und sein neustes Buch „Die religiöse Entscheidung". Pastor Dr. Höpfner-Magdeburg

Marburg a. L. Freitag 10. Februar 8½ Uhr bei Markees: Wert der Gemeinschaft. Vikar Völger.

Freunde evangelischer Freiheit in Stade und Umgebung

Stade, 28. Februar 8 Uhr im Gr. Rathaussaal: Pastor Brunkhorst-Medingen: Die Bedeutung des alttestamentlichen Prophetismus für unsere heutige Frömmigkeit. Eintritt 2 Mk.

Suche für meinen 18jährigen Sohn für die Dauer seiner Banklehrzeit bei Freunden der Christlichen Welt in **Köln a. Rh. volle Pension** mit **Familienanschluß**, wenn erwünscht auch ohne Mittagstisch. Angebote erbeten an **H. G. Schmidt**, Neppersberg, **Schwäb. Gmünd.**

Helferin für kleinen Villenhaushalt (Nähe Berlin) gesucht. Familienanschluß. Für grobe Arbeit und Wäsche Hilfe vorhanden. Zuschriften mit Bild und Gehaltsansprüchen an **Dr. Froehlich**, z. Zt. **Berlin-Schöneberg**, Apostel-Paulusstr. 16.

Emser Wasser
gegen Katarrh, Husten usw.

DIE TEURUNG
nötigt jedermann, der mit beschränkten Mitteln auskommen muß, zu wohlüberlegter Sparsamkeit. Auch in der Bestellung von **Drucksachen!** Unser Setzmaschinenbetrieb mit der schönen, schmalen und klaren Frakturschrift der C. W. ermöglicht **Ersparnisse** in den Kosten, freilich nur bei deutlichem, sorgfältig durchgearbeitetem Manuskript. Gewähr für einwandfreie Hauskorrektur.
Druckerei BAUER, Marburg

Theodor Rother, W. Stöver
Buchhandlung und Antiquariat
Leipzig
Hiermit empfehle ich meine **rein theologische Buchhandlung** den Herren Geistlichen zur frdl. Benutzung und liefere ich im Inland alle neuen Bücher schnellstens franko und verpackungsfrei. Nach dem Auslande jede Sendung zu den billigsten gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen.

Hausschuhe!!
Aus Militärtuch, Ledersohle, steifer Kappe und warmem Futter liefere in Gr. 41 bis 46 Mk. 33.—, Gr. 36—40 Mk. 30.—, Gr. 30—35 Mk. 26.—, Gr. 24—29 Mk. 24.—. **Schnallenstiefel** Mk. 12.— pro Paar mehr. Von 4 Paar ab erfolgt freie Zusendung gegen Nachnahme.
Hermann Griesinger
Lauffen (Neckar) 12 B

Agnes Günther, Von der Hexe die eine Heilige war
101.—104. Tausend
Kartoniert 8 Mark

Dasselbe mit Scherenschnitten von
Tilla Ebhardt
Geschenkband in schöner Ausstattung 27.— Mark
Man verlange Günther-Ebhardt im Unterschied zu dem kleinen Büchlein, das nach wie vor zu haben ist.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung und direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt Marburg a. d. Lahn

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.
Hierzu als Beilage ein Werbeblatt für die „Theologischen Blätter" (Herausgeber Prof. D. Karl Ludwig Schmidt, Gießen) von der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig